

(Nachdruck verboten.)

70)

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Der Gedanke, der Cr cherie dadurch zu entgehen, daß er sie nachahmte, schien allerdings etwas zu klug für das Gehirn Gouriers. Man vermutete daher, daß der Gedanke ihm durch den Unterpräfekten Ch telard eingegeben worden sein möchte, der sich immer tiefer in den Schatten der Unauffälligkeit und gelassener Passivität zurückzog, je mehr Beauclair sich unter dem lebendigen Hauche der Zukunft verwandelte. Man vermutete richtig. Die Sache hatte sich bei einer kleinen freundschaftlichen Mahlzeit zu dreien zugetragen, als die beiden Männer einander gegenüber saßen, die immer noch schöne Leonore zwischen ihnen.

„Lieber Freund,“ sagte der Unterpr fekt mit seinem lebensw rdigsten Lächeln, „ich glaube, mit uns geht's zu Ende. In Paris ist alles außer Rand und Band, und die Revolution ist nahe, deren Sturmwind alles wegblasen wird, was von dem alten, verfaulten, zerbröckelnden Gebäude noch steht. Bei uns hier ist unser Freund Boisgelin ein armer eitlem Ge t, den die kleine Madame Delaveau bis zum letzten Sou aussaugen wird. Der Gatte ist der einzige Mensch, der nicht weiß, wohin die Gewinne des Unternehmens fließen, dessen Direktor er ist, und dessen Zusammenbruch er mit ungeheurer Anstrengung aufzuhalten sucht. Da giebt es eine Katastrophe, Sie werden sehen. Da wäre es denn wirklich dumm, nicht an sich zu denken, wenn man nicht in der Sündflut mit untergehen will.“

„Sind Sie bedroht, lieber Freund!“ fragte Leonore, von Unruhe erfaßt.

„Ich — o nein! Wer denkt an mich? Keine Regierung wird sich die Mühe nehmen, sich mit meiner unbedeutenden Person zu befassen, denn ich habe das Talent, so wenig als möglich zu verwalten und immer derselben Ansicht zu sein wie meine Vorgesetzten. Ich werde hier in glücklicher Vergessenheit sterben, wenn einmal das letzte Ministerium zusammenbricht. Aber ich denke an Sie, liebe Freunde.“

Hierauf entwickelte er seinen Gedanken und zählte alle Vorteile auf, die es mit sich bringen möchten, der Revolution zuvorzukommen und aus der Schuhfabrik eine zweite Cr cherie zu machen. Der Gewinn würde sich dadurch nicht vermindern, im Gegenteil. Und dann, sagte er, sei er zu klug, um nicht klar zu sehen, daß auf diesem Wege die Zukunft liege, daß die reorganisierte Arbeit schließlich die alte, ungerechte bürgerliche Gesellschaftsordnung hinwegfegen werde. In diesem gelassenen, skeptischen Beamten, der eine wohlervogene Passivität beobachtete, hatte sich ein vollständiger Anarchist herausgebildet, den er unter seiner weltm nnisch glatten Außenseite verbarg.

„Natürlich, mein lieber Courier,“ schloß er lachend, „wird mich das nicht hindern, mich offen gegen Sie zu erklären, wenn Sie der Gesellschaft diesen hübschen Streich gespielt haben werden. Ich werde sagen, daß Sie ein Abtrünniger sind, und daß Sie den Verstand verloren haben. Aber ich werde Sie umarmen, wenn ich hierher komme, denn Sie werden da einen ausgezeichneten Schachzug gemacht haben, der Ihnen großen Nutzen bringen wird. Und Sie sollen sehen, was die Leute für Gesichter machen werden.“

Gourier jedoch, entsetzt über die Kühnheit des Vorschlags, weigerte sich durchaus, dem Rate des Freundes zu folgen. Seine ganze Vergangenheit lehnte sich dagegen auf, seine Selbstherrlichkeit als Chef empörte sich gegen den Gedanken, der Gesellschafter seiner Arbeiter zu werden, deren unumschr nktter Gebieter er bisher gewesen. Aber unter seiner dicken Haut barg sich ein sehr nüchtern rechnender Geschäftsmann, und er erkannte bald, daß er durchaus nichts wagte und im Gegenteil sein Unternehmen gegen alle Gefahren der Zukunft versicherte, wenn er dem klugen Rate Ch telards folgte. Und dann war auch er von dem Hauch der Gegenwart berührt worden, von der Leidenschaft für Reformen, deren Kontagium in Zeiten der Revolutionen gerade

in die Massen eindringt, die aus ihrem Besitz vertrieben werden sollen. Courier glaubte schließlich, der Gedanke sei in ihm selbst entsprungen, wie Leonore es ihm auf den Rat Ch telards hin täglich einredete, und er that den entscheidenden Schritt.

Der Skandal unter den Bürgern Beauclairs war groß. Man versuchte Courier umzustimmen, man hat den Präsidenten Gaume, auf ihn einzuwirken, nachdem der Unterpr fekt sich unbedingt geweigert hatte, sich mit dieser traurigen Angelegenheit zu befassen, die er für skandalös erklärte und in die er, wie er sagte, die Regierung nicht verwickeln wollte. Aber der Präsident, der sehr zurückgezogen lebte und keinen gesellschaftlichen Verkehr mehr pflog, seitdem seine Tochter mit einem jungen Advokatengehilfen in flagranti ertappt worden war und zu ihm hatte zurückkehren müssen, ließ sich gleichfalls nicht herbei, dem Bürgermeister Vorstellungen zu machen, die dieser zweifellos sehr  bel aufnehmen würde. Da versuchte man stärkere Mittel. Der Schwiegersohn des Präsidenten, der Hauptmann Zolivet, hatte sich, nachdem ihn seine Frau verlassen hatte, mit verstärker Wut der Reaktion in die Arme geworfen. Er gab so heftige Artikel in das „Journal de Beauclair“, daß der Drucker Lebleu, von der Wendung, welche die Dinge nahmen, beunruhigt, im Gefühl der Notwendigkeit, auf der stärkeren Seite zu stehen, ihm eines Tages sein Blatt verschlossen hatte und seither bemüht war, langsam dessen Uebergang zu der Partei der Cr cherie zu vollziehen. Entwaffnet und ohnmächtig trug der Hauptmann seinen unth tigen Groll mit sich herum, als man darauf versiel, daß er allein den Präsidenten bestimmen könne, aus seiner Reserve herauszutreten, denn er hatte mit seinem Schwiegervater nicht gebrochen und tauschte noch immer Größe mit ihm. Mit dieser heikeln Mission betraut, machte also der Hauptmann eines Tages dem Präsidenten einen offiziellen Besuch, der zwei Stunden dauerte. Als er dann das Haus verließ, hatte er von seinem Schwiegervater nur ausweichende Antworten erhalten, aber er war mit seiner Frau wieder versöhnt. Am nächsten Tag bezog er die eheliche Wohnung wieder und verzieh seiner Frau dieses eine Mal, gegen ihr heiliges Versprechen, daß sie es nicht wieder thun werde. Ganz Beauclair war verblüfft über diese unerwartete Lösung, und die Verblüffung löste sich in allgemeines Gelächter auf.

Durch Zufall und ohne mit irgend einer Mission betraut zu sein, gelang es dem Ehepaar Mazelle, den Präsidenten zum Eingeständnis seiner wahren Meinung zu bringen. Er hatte die Gewohnheit, jeden Morgen auf dem Boulevard de Magnoles, einer langen, menschenleeren Straße, seinen Spaziergang zu machen. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, ging er hier in düsterem Sinnen lange auf und ab. Seine Schultern waren gebeugt wie unter einer schweren Last, er schien gebrochen unter dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens, des Uebeln, das er gethan hatte, des Guten, das er nicht hatte thun können. Und wenn er die Augen erhob und ins Weite blickte, schien er nach dem Unbekannten der Zukunft auszuschaun, nach etwas, das kommen sollte und nicht kam, das er nicht mehr sehen würde.

Als ihm nun Herr und Frau Mazelle eines frühen Morgens auf ihrem Wege zur Kirche begegneten, wagten sie es, ihn anzusprechen, um seine Meinung über die öffentlichen Vorgänge zu hören, die sie mit der unbestimmten Furcht vor irgend emer Rückwirkung auf ihre eignen Interessen erfüllten.

„Nun, Herr Präsident, was sagen Sie zu alledem, was sich ereignet?“

Er sah sie mit verlorenem Blicke an und sagte mehr zu sich selbst, gleichsam laut die Gedanken fortsetzend, denen er eben in tiefem Sinnen nachgegangen hatte:

„Ich sage, daß er sehr lange ausbleibt, der Wirbelsturm der Wahrheit und Gerechtigkeit, der endlich diese absch ndliche Welt hinwegfegen wird.“

Au s höchste betroffen, verständnislos, stammelten die Mazelle:

„Wie, was sagen Sie, Herr Präsident? Sie wollen uns nur erschrecken, weil Sie wissen, daß wir ein bißchen furchtsam sind. Ja, das sind wir wohl, und man neckt uns auch viel damit.“

Gaume hatte sich gefaßt. Als er die Mazelle ihn voll Angst um ihr Geld und ihr Nichtsthun mit bleichen Gesichtern anstarrten sah, kränfelte ein leichtes, geringschätziges Lächeln seine Lippen.

„Was fürchten Sie?“ sagte er. „Zwanzig Jahre wird die Welt wohl noch auf alle Fälle dauern, und wenn Sie dann noch leben sollten, so werden Sie für die Unannehmlichkeiten der Revolution dadurch entschädigt werden, daß Sie interessante Dinge erleben. Höchstens Ihre Tochter könnte sich um die Zukunft bekümmern.“

„Das ist es ja eben, Luise bekümmert sich gar nicht darum,“ rief Madame Mazelle klagend, „ganz und gar nicht! Sie ist nun dreizehn Jahre alt, und sie findet alles, was vorgeht, und wovon sie uns natürlich von früh bis Abend reden hört, sehr unterhaltend. Und wenn ich ihr manchmal sage: „Aber, du unglückseliges Kind, du wirst dann nicht einen Sou besitzen!“ so hüpfst sie durchs Zimmer und lacht: „Das ist mir ganz einerlei; ich werde dafür um so lustiger sein!“ Freilich, ein liebes Kind ist sie doch, wenn sie auch so gar nicht nach unserm Sinne denkt.“

„Ja, sehen Sie,“ sagte Gaume, „das ist eben ein Kind, das sich sein Leben selbst gestalten will. Es giebt solche.“

Zassungslos hörte ihm Mazelle zu, noch immer zweifelnd, ob sich der Präsident nicht über ihn lustig mache. Er hatte in zehn Jahren ein Vermögen gewonnen und führte seither das löstliche Leben des Nichtstuns, das sein Ideal von Jugend auf gewesen war. Und der Gedanke, daß dieses Glück der Unthätigkeit aufhören, daß er vielleicht gezwungen sein könnte, wieder zu arbeiten, versetzte ihn in eine qualvolle Angst, die ihm keine Ruhe ließ und die an sich schon eine Art Strafe war.

„Aber die Rente, Herr Präsident, was würde nach Ihrer Ansicht aus der Rente, wenn es allen diesen Anarchisten gelänge, die Welt aus den Fugen zu reißen? Sie erinnern sich wohl, daß der Herr Lucas, der jetzt eine so böse Rolle spielt, uns auch einmal damit neckte, daß die Rente für ungültig erklärt werden sollte. Da soll man uns lieber gleich irgendwo am Waldesrand erschlagen.“

„Schlafen Sie nur ruhig!“ erwiderte Gaume mit seiner stillen Ironie. „Die neue Gesellschaft wird Ihnen zu essen geben, wenn Sie nicht arbeiten wollen.“

Und die Mazelle setzten ihren Weg nach der Kirche fort. Sie opferten dort jetzt Wachskerzen für die Genesung Madame Mazelles, seitdem der Doktor Novarre eines Tags so rücksichtslos gewesen war, der würdigen Dame geradezu zu sagen, sie sei nicht krank. Nicht krank! Eine Krankheit, die sie seit so vielen Jahren mit Liebe betreute, die ihre Hauptbeschäftigung, ihre Freude, ihr Lebenszweck geworden war! Der Arzt hielt sie offenbar für unheilbar, da er sie aufgab. Und von Angst erfaßt, hatte sie sich der Religion zugewendet, in der sie großen Trost fand.

Auf dem Boulevard de Magnolles, dessen Einsamkeit nur selten durch einen Passanten unterbrochen wurde, erging sich noch ein anderer Spaziergänger, der Abbé Marie, der hierher kam, um sein Brevier zu lesen. Aber oft ließ er das Buch sinken und wandelte, auch er in düsteres Sinnen verloren, langsamen Schrittes dahin. Seit den letzten Ereignissen, seit der Umwälzung, die die Stadt einer neuen Gestaltung entgegenführte, war seine Kirche noch leerer geworden und sah kaum noch andre Besucher als alte, einfältige Weiber aus dem Volke und einige Bürgerfrauen, die sich an die Kirche als an den letzten Ball der alten, untergehenden Welt klammerten. Wenn die letzten Getreuen die katholischen Kirchen verlassen haben, und diese die Ruinen einer vergangenen Gesellschaft geworden sein werden, zwischen deren Steinen das Unkraut wächst, dann wird eine neue Civilisation beginnen. Diese drohende Zukunft stand vor dem Geiste des Abbés, und nicht die alten Weiber, nicht die wenigen Bürgerfrauen konnten ihn über die Leere trösten, die sich zusehends um seinen Gott verbreitete. Mochte auch Leonore, die Frau des Bürgermeisters, einen schönen Schmuck für die Sonntagsgottesdienste bilden, mochte sie auch ihre Börse weit öffnen, um für kirchliche Zwecke zu spenden — er wußte wohl, wie unwürdig sie war, er kannte ihre fortgesetzte Sünde des Ehebruchs, den die ganze Stadt wohlwollend duldet, den er selbst mit dem Mantel seines heiligen Amtes bedecken mußte, und den er doch als ein schweres Vergehen verurteilte, für das er selbst mit verantwortlich war. Noch weniger genügte ihm das Ehepaar Mazelle, diese kindischen, niedrig egoistischen Menschen, die zur Kirche kamen, einzig in der Hoffnung, vom

Himmel ihr persönliches Glück zu erlangen, die ihre Gebete anlegten, so wie sie ihr Geld angelegt hatten, um Renten davon zu beziehen. Und alle, alle waren sie gleich in dieser sterbenden Gesellschaft, ohne den wahren Glauben, der in den ersten Jahrhunderten die Macht Christi begründet hatte, ohne die Freude am Verzicht und am willenslosen Gehorsam, die heute mehr als je notwendig war für die Allmacht der Kirche. Ja, er konnte es sich nicht länger verhehlen, es ging zu Ende, und wenn Gott ihm nicht die Gnade erwies, ihn bald zu sich zu berufen, so mußte er die furchtbare Katastrophe mit erleben, mußte es mit ansehen, wie der Turm zusammenstürzte, das Kirchendach durchschlug und den Altar zerschmetterte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Viel Papier.

Von Anton Tschekow.

An die R—sk'sche Kreisverwaltung.

Ich habe die Ehre, ganz ergebenst Anzeige zu erstatten von einer am 8. d. M. bei zwei Knaben konstatierten ansteckenden Krankheit. Die Kinder erklärten, daß auch noch andre Zöglinge hiesiger Gemeindeschule unter den gleichen Erscheinungen (Halsschmerzen, Ausschlag) erkrankt wären.

Den 19. November 1899.

Der Ortsvorsteher von Javoroski,
Jesim Kerilow.

An den Kreisarzt Herrn Dr. Raduschni.

Auf Grund der Anzeige des Ortsvorstehers von Javoroski vom 19. November 1899 werden Sie höflichst ersucht, sich nach Javoroski zu begeben und die zur schnelligsten Unterdrückung der dortselbst ausgebrochenen Epidemie geeigneten Maßregeln zu treffen. Da aus der obenerwähnten Anzeige hervorgeht, daß die Erkrankung in der Gemeindeschule von Javoroski ihren Anfang genommen hat, so werden Sie höflichst ersucht, hierauf Ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu richten.

Den 4. Dezember 1899.

Die R—sk'sche Kreisverwaltung,
J. A. des Präsidenten: S. Partin.

An den

Herrn Distriktpolizeimeister des II. Bezirks des R—sk'schen Kreises. Auf Grund beiliegenden Rapports der Kreisverwaltung vom 4. Dezember 1899 beantrage ich die Schließung der Gemeindeschule von Javoroski bis zur Beseitigung der dortselbst zur Zeit herrschenden Epidemie.

Den 13. Dezember 1899.

Der Kreisarzt Dr. Raduschni.

An die Gemeindeschule von Javoroski,

zu Händen des Gemeindeschullehrers Herrn Fortjanski. Laut Meldung des Kreisarztes Herrn Dr. Raduschni vom 13. Dezember 1899 ist in der dortigen Gemeindeschule eine ansteckende Krankheit ausgebrochen. Vor die Notwendigkeit gestellt, die von der Wissenschaft zur Vorbeugung resp. zur Verhinderung der weiteren Ausbreitung der Seuche vorgeschriebenen Maßregeln zu ergreifen, werden Sie hierdurch höflichst ersucht, sich zur Frage zu äußern, ob Sie die Schließung der dortigen Gemeindeschule bis zum vollständigen Erlöschen der zur Zeit herrschenden ansteckenden Krankheit für zweckmäßig erachten.

Den 2. Januar 1900.

Der Distriktskommissar des II. Bezirks des R—sk'schen Kreises,
Podpruinin.

An das Kreisinspektorat des R—sk'schen Kreises,
zu Händen des Herrn Kreisinspektors Zelbrin.

Ich habe die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenst zu melden, daß im Dorfe Javoroski sich eine Epidemie entwickelt hat. Das diesbezügliche Schreiben des Herrn Distriktskommissars des II. Bezirks des R—sk'schen Kreises erlaube ich mir ganz gehorsamt beizufügen.

Den 12. Januar 1900.

Die Gemeindeschule von Javoroski
Fortjanski, Lehrer.

An den Distriktskommissar des II. Bezirks
des R—sk'schen Kreises, Herrn Podpruinin.

Zur Unbetracht des Umstandes, daß die Epidemie schon vor einem Monat erloschen ist, steht der Wiedereröffnung der zur Zeit geschlossenen Gemeindeschule von Javoroski von meiner Seite kein Hindernis entgegen. — Außer diesem Schreiben habe ich über dieselbe Sache schon zweimal an die Polizeiverwaltung Bericht er-

staltet. Ich bitte daher ganz ergebenst, künftighin Ihre Zuschriften an den Landschaftsarzt zu richten. Ich habe schon genug mit der Kreisverwaltung zu thun. Ich bin vom Morgen bis zum Abend beschäftigt und habe weder Zeit noch Lust, auf alle Ihre Stanzleispäße zu antworten.

Den 26. Januar 1900.

Der Kreisarzt Dr. Raduschni.

An den Herrn Distriktpolizeimeister des II. Bezirks des R-ski'schen Kreises.

Ich habe die Ehre, Ihnen beigeschlossen den Rapport des Herrn Kreisarztes Dr. Raduschni vom 26. Januar 1900 zu überreichen. — Ich bitte ganz gehoramsam in Erwägung ziehen zu wollen, ob der Herr für die von ihm in einem streng dienstlichen Schreiben gebrachten, im höchsten Grade unschicklichen und beleidigenden Ausdrücke zur Verantwortung zu ziehen ist.

Den 8. Februar 1900. Der Distriktskommissar Podprumin.

Aus dem Privatbrief des Herrn Distrikts-Polizeimeister des II. Bezirks des R-ski'schen Kreises an den Distriktskommissar Herrn Podprumin.

„Unbei erhalten Sie Ihren Rapport zurück. — Stellen Sie bitte Ihre beständigen Rörgeleien über Dr. Raduschni ein. Ein derartiges Verhalten ist gänzlich unpassend für Sie als Polizeibeamter, der im Verkehr vor allen Dingen Takt und Mäßigung zu beobachten verpflichtet ist. — Was das Schreiben Maduchnis betrifft, so finde ich darin nichts Besonderes. — Von dem Erlöschen der Epidemie in der Gemeindefschule von Jaworski ist mir bereits Meldung zugegangen und werde ich demnächst die geeigneten Maßnahmen treffen.“

An die Gemeindefschule von Jaworski, zu Händen des Gemeindefschullehrers Herrn Fortjanski.

Auf Ihre Meldung vom 12. Januar cr. beauftrage ich Sie, den Unterricht in der Ihnen anvertrauten Schule unverzüglich zu unterbrechen. Die Schüler sind behufs Verhütung weiterer Ausbreitung der Seuche schleunigst zu entlassen.

Den 22. Februar 1900. Der Kreis-Schulinspektor Feldhryn.

Nach der Lektüre aller dieser Dokumente, welche sich auf die Epidemie im Dorfe Jaworski beziehen (und ihrer sind außer den hier abgedruckten noch 28) wird der Leser folgenden Passus aus der Nr. 36 des „R-ski'schen Kreisboten“ voll und ganz zu würdigen wissen. Es heißt darin:

„... Verlassen wir aber jetzt das Kapitel von der ungemein großen Säuglingssterblichkeit, um zu etwas Erfreulichem überzugehen: gestern wurde in der Michaelstirche die Tochter des bekannten Papierfabrikanten M. mit dem erblichen Ehrenbürger K. getraut. Die feierliche Handlung vollzog der Oberpriester Gliop Gwosdew unter Assistenz der gesamten übrigen Domgeistlichkeit. Der Chor sang. Die Neuvermählten strahlten in Schönheit und Jugend. Herr K. sagt man, bekommt eine Million mit, außerdem das Gut Wlagoduschnoje mit dem Gestüt und den Gewächshäusern, in denen Ananas und blühende Palmen wachsen, welche unsere Phantasie weit nach dem heißen Süden tragen. Die Neuvermählten reisten gleich nach der Trauung ins Ausland.“

Wenn die Behörden einen einzigen Fall so eingehend behandeln, kann es dem Papierfabrikanten Herrn M. allerdings nicht schwer werden, seiner Tochter eine Million mitzugeben.

Wie angenehm ist es doch, Papierfabrikant zu sein! —

Kleines Feuilleton.

Ik. Unterholz. Das Unterholz charakterisiert den Wald oft mehr, als die Waldbäume selber. Denn von diesen sehen wir mitten im Walde fast immer nur die Stämme, während das Unterholz uns ständig in die Augen fällt. In den beiden Extremen unserer Wälder fehlt es allerdings ganz: im reinen Buchen-Hochwald und in der Kiefernheide, d. h. wo diese so dürr ist, daß auf dem mit abgefallenen Nadeln überdeckten Sande nicht einmal Heidekraut und Wachholder gedeihen. Der Buchenwald hat der Reize genug, um das Fehlen des Unterholzes verschmerzen zu können, im Kiefern- oder gemischten Wald aber vermißt man es ungern. Ob es nun Wachholdersträucher sind, die sich zwischen den Bäumen verstellen, oder Himbeer- und Brombeergebüsch mit allerhand Waldgetier, das dazwischen krecht und flucht, oder ob das Unterholz schließlich nur aus niedrigem Heidekraut, aus Preisel- und Blaubeersträuchern gebildet wird, immer giebt es dem Wald die besondere Physiognomie, dem Spaziergänger fortgesetzten Anlaß zu Naturbetrachtungen. Den Mischwald lieben die Haselsträucher, das Brombeergebüsch mit Hopsenranken und andern kletternden Pflanzen, der moosige etwas feuchte Kiefernwald wird vom Wachholder bevorzugt und die kleineren Sträucher ziehen sich auf trockeneren Waldböden zurück. Am Waldrande pflügt an geeigneten Stellen das Unterholz zu beträchtlicherer Höhe aufzuschießen und manchmal fast undurchdringlicher Dichte zu bilden. In

solchen Stellen kann man in sonnigen Stunden und bei einiger Geduld ein gutes Stück heimischen Tierlebens sich entwickeln sehen. Hier summt sich eine harmlose Ringelnatter, dort eine Eidechse — es liegt eine angemessene Entfernung dazwischen, denn sie find nicht gut Freund miteinander! Wir fürchten aber, daß die Natter beim Erwachen den braunen Graskroch sieht, der kaum zwei Schritt von ihr im Grase sitzt. Er ist so vertieft in das Treiben der Bienen und Fliegen zu seinen Häupten und auch die Schmetterlinge bei den Brombeerblüten erregen sein Interesse so sehr, daß er über der wichtigen Leib- und Magenfrage noch die nötige Vorsicht außer acht lassen wird. Auch scheint er den Zaunkönig zu beneiden, der durchs Gesträuch klettert und dazu zirpt: im Huhz hat der im Schnabel, was er braucht. Und wenn wir noch länger auf der Lauer liegen, wird uns auch der prächtige Anblick eines Rehjes zu teil, das plötzlich am Waldrande erscheint, „ängt“ und „sichert“ und dann auf seine Weise unter den Gräsern „botanisirt“. —

Archäologisches.

10. Ueber die Ausgrabungen im chinesischen Turkestan, die Dr. Stein mit Unterstützung der indischen Regierung vorgenommen hat, veröffentlicht „Mouvement Géographique“ genauere Mitteilungen. In dem Gebiet von Ost-Turkestan, das heute völlig unter Flugsand begraben liegt, hat vor 18 oder 19 Jahrhunderten eine blühende Civilisation bestanden. Die ersten Beweise dafür erbrachte die vorige Reise des schwedischen Forschers Sven Hedin, der in der dortigen Wüste die Ruinen mehrerer Städte entdeckte, die kaum noch aus dem Sande hervorragten. Dr. Stein hat nun vom Standpunkt des Altertumsforschers die Taklamakan-Wüste genauer durchsucht. Seine Funde beweisen, daß die dort ehemals heimisch gewesene Kultur eine ziemlich große Annäherung an die indische besessen hat. Die ältesten in den Ruinen gefundenen Münzen tragen Inschriften in zwei Sprachen, die eine in chinesischen Zeichen, die andre in dem sogenannten Kharohti-Alphabet, das man auf den Münzen und Inschriften der indosichischen Fürsten zuerst gefunden hat, die während des ersten Jahrhunderts unser Zeitrechnung über das nordwestliche Indien herrschten. Auch Urkunden auf Papier geschrieben sind in den Ruinen von Dandan-Ullig mitten in der Wüste entdeckt worden, die aber mit einem andern indischen Alphabet geschrieben sind. Die Ausgrabungen fanden ihre Fortsetzung in einem andern Teil der Wüste nördlich des muhamedanischen Wallfahrtsorts von Znam-Dschafar-Sabit an der Stelle, wo der Riasch im Sande verschwindet. Dort stieß Dr. Stein auf Holzhäuser und buddhistische Klöster, die vor jenen Zeiten zwischen Obsthainen und großen Dammalleen gelegen haben müssen, deren Stämme noch im Sande begraben liegen. Auch diese Ruinen haben viele geschriebene Urkunden geliefert, außerdem Kunstwerke, Hausgeräte und Altertümer jeder Art. Bei einer einzigen Ausgrabung wurden 500 Holztafeln zu Tage gefördert, auf denen Inschriften mit Kharohti-Buchstaben eingeschrieben waren. Soweit ihr Text bisher entziffert werden konnte, enthalten sie teils private, teils amtliche Korrespondenzen, und sie werden möglicherweise ähnliche Aufschlüsse über das dortige Leben während des Altertums geben, wie es die ägyptischen Papyri und die Thontafeln von Chaldäa für noch entlegene Zeiten anderer Länder gethan haben. In einigen Fällen waren die an den Schriften befestigten Siegel noch unverletzt, sogar noch ihre Fäden, so daß die amtliche Eigenschaft der Urkunde augenscheinlich erwiesen war. Die künstlerische Ausführung dieser Siegel weist auf Einflüsse aus Griechenland hin, die übrigens auch bereits in den Skulpturen des nordwestlichen Indiens festgestellt worden sind, seit die letzten kriegerischen Operationen Englands Massen von Altertümern aus diesem Gebiet hervorgezogen haben. Eines jener Siegel trägt z. B. eine Pallas Athene mit einem Schild, wie sie oftmals auf den Münzen der griechisch-indischen Fürsten im Thal von Kabul und im Pendschab erscheint. Ein besonders glücklicher Umstand liegt darin, daß die gefundenen Inschriften sehr oft von einem bestimmten Regierungsjahr dieses oder jenes Fürsten datiert sind. Wenn die Entzifferung vollendet sein wird, werden die Urkunden sicherlich über die alte Geschichte Central-Asiens ein ganz neues Licht verbreiten. —

Aus dem Tierleben.

— Der europäische Ziegenmelker. Walter Karsten schreibt in der Vögelwelt „Merkus“: Zu den stärksten Insektenvertilgern sind unstreitig unsere Schwalben zu rechnen, welche den ganzen Sommer über, so lange das Wetter nicht gar zu schlecht wird, vom Morgen bis Abend in wunderbar gewandtem Fluge hoch in der Luft wie nicht über dem Erdboden dahinschießen und eifrig Jagd auf allerhand fliegende Kerfe machen. Die verschiedenen Arten der Schwalben, welche uns am Tage durch ihren eleganten Flug entzücken, stellen fast ausschließlich kleineren Arten von Insekten, Mücken, Fliegen, Käfern und dergleichen nach, ein naher Verwandter, der Ziegenmelker (*Caprimulgus europaeus*), ist vermöge seines unverhältnismäßig breiten Schnabels befähigt, besonders den großen Schädlingen unserer Felder und Wälder nachzusteilen. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in Mottläusen, Blattläusen, Mist- und Dornläusen, Grillen, Nachtigallenschmetterlingen der verschiedenen Arten, Schwärmern usw. Er gehört infolgedessen zu den allernützlichsten Vögeln der Heimat und verdient deshalb den vollen Säng des Landwirts wie des Forstmanns. Wegen der in der Rufe von Ställen und auf Vieh-

weiden sich ansammelnden Kerbtiere, treibt der Ziegenmelker oft gerade hier seine Jagd. Da er außerdem durchaus Nachtvogel ist und in seinem Fluge und Gebahren etwas Abenteuerliches hat, so hat menschlicher Aberglaube das Märchen erfunden, der Ziegenmelker hänge sich mit den kurzen Füßen an die Euter der Ziegen und sauge ihnen die Milch aus. Davon ist natürlich niemals die Rede, der Ziegenmelker, auch Nachtschwalbe oder Nachtschatten genannt, ist ein völlig harmloser Vogel, welcher dem Vieh im Gegenteil durch Vertilgung von Insekten nur eine Wohlthat erweist.

Wie die meisten Insekten fressenden Vögel der deutschen Fauna ist auch die Nachtschwalbe Sommervogel. Spät im Frühjahr erscheint sie bei uns in Deutschland und früh im Herbst zieht sie wieder in südlichere, wärmere Himmelsstriche. Sie verbreitet sich im Sommer über ganz Europa bis zum mittleren Skandinavien, ist im Süden häufiger als im Norden, bewohnt ferner Nordafrika und Kleinasien und wird ebenso im westlichen Asien beobachtet. Der Ziegenmelker ähnelt in seinem Benehmen sehr manchen Nachtenten. Wie sie wird er mit Einbruch der Dunkelheit munter und ist während der ganzen Nacht bis zum Morgen lebendig und eifrig auf der Nahrungssuche thätig. Mit dem Anbruch des Tags zieht der Vogel sich wieder zur Ruhe zurück. Er setzt sich zum Schlafen auf die platte Erde oder auf kurze Baumstümpfe, mit Vorliebe nimmt er eine Aufstellung ein, er setzt sich in der Längsrichtung auf einen horizontalen oder wenig schrägen Ast und ruht so in liegender Stellung. Er ist dann gegen Feinde durch sein düsteres Gefieder gut geschützt, man wird einen in dieser Weise ruhenden Ziegenmelker leichter für ein altes mit Flechten besetztes Stück Baumbohle halten, als für einen lebenden Vogel. Daß der Nachtschatten gerade die Längsrichtung der bei andren Vögeln gebräuchlichen Querstellung auf den Ästen vorzieht, ist sicher darauf zurückzuführen, daß seine Füße sehr kurz und schwach und wenig geeignet sind, den Vogel in der gewöhnlichen Weise festzuhalten. Auch zum Laufen sind die Füße schlecht befähigt. Der Ziegenmelker ist auf der Erde nur recht unbeholfen. Wenn unsre Tageschwalben die freie Luft, die ihrem Fluge kein Hindernis bietet, und das Sonnenlicht lieben, so wählt ihr Verwandter mit Vorliebe düstere Fichten- und Tannenwäldchen, die von Waldböden oder breiten Wegen und Schneisen durchzogen sind. Hier treibt er sein nächtliches Wesen, lautlos schiebt er im schwalbenartig leichten und gewandten Fluge durch das Düstter des Waldes, gelegentlich klappt das Männchen laut mit den Flügeln zusammen. Mancher nächtlicher Wanderer ist schon durch einen Ziegenmelker, der dicht an seinem Kopfe lautlos vorbeisagte, erschreckt worden, besonders wenn der Vogel ihn gar leicht mit den Flügelspitzen im Gesicht streifte. Es ist daher auch erklärlich, wenn der Aberglaube der Menschen ihm allerhand schlechte Eigenschaften andichtete.

Der Körper unsres Vogels ist langgestreckt, er mißt reichlich 1/4 Meter in der Länge; der Kopf ist groß und did und besonders durch den sehr kurzen, aber breiten Schnabel ausgezeichnet. Das Federkleid der Rückenseite ist braungrau und trägt viele helle und dunkle Büntchen und Strichchen, die Federschaften sind schwarz. Die Flügel tragen eine rostgelbe Querbinde. Die Seiten des Kopfs sind schwarz mit rostbraunen Punkten, die nach unten von einem gelbweißen Streifen gesäumt werden. Die Unterseite des Halses und die Brust sind schwarzbraun mit feinen grauen Punkten, die Seiten sind weiß punktiert. Die Kehle trägt unten einen weißgrauen Quersack mit dunkler Wellenzeichnung.

Ein Nest bauen die Nachtschwalben nicht. Sie legen die beiden schmutzig-weißen Eier einfach auf die Erde, in eine kleine Mulde oder zwischen niedrigem Gestrüpp oder Haidekraut oder unter einem Baumstumpf versteckt. Das Weibchen brütet die Eier allein aus. Die Jungen werden von den Alten in der Nacht mit allerhand Kerbtieren gefüttert. Nur wenn das erste Gelege zerstört wird, schreiten die Ziegenmelker zu einer zweiten Brut. Für die Gefangenhaltung eignen sich die Nachtschwalben nicht.

Technisches.

— **Schwungrad-Explosionen.** In den Maschinenbetrieben ereignen sich stets Unglücksfälle, deren Eintreten weder auf äußerliche Verhältnisse, Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit oder dergleichen zurückgeführt werden kann, noch auch irgend eine sichtbare Veranlassung haben. Hierzu gehören vor allem die Schwungrad-Explosionen, die manchmal von sehr schweren Folgen begleitet sind. Vor kurzem hielt A. S. Manning in der „American Association for the advancement of Science“ einen Vortrag über diesen Gegenstand; die „Technische Rundschau“ berichtet darüber: Während der Jahre 1892, 93 und 94 gab es in den Vereinigten Staaten eine wahre Epidemie unter den Schwungradern. Jeden Monat explodierten deren eine Anzahl ganz großer, ungerade die kleinen mit einem Durchmesser bis zu 3,6 Meter. Sämtliche waren aus Gußeisen gefertigt, und als Grund der Zerstörung konnten nur die in der Maschine auftretenden Stöße bezw. das Durchgehen der Maschine gefunden werden. Seit dieser Zeit haben sich die Erscheinungen erheblich verringert, ja man kann sie gegenwärtig zu den Seltenheiten rechnen. Diese Schwungräder werden zum Teil als Niemen- oder Seilscheibe benutzt; nichtsdestoweniger kommt in keinem Fall die Kraft des Zugorgans an dem Bruch beigetragen haben, sondern lediglich die übermäßig gesteigerte Centrifugalkraft. Zur Herstellung der Schwungräder Gußeisen zu verwenden, sei an sich widersinnig; Guß wird nicht einmal mehr zu Brücken ver-

wendet, wo die Beanspruchung doch meist eine solche auf Druck sei; bei Schwungradern trete aber ausschließlich eine Zugbeanspruchung auf, deshalb sei das Material absolut zu verwerfen. Man wähle die Stärten ja allerdings so, daß bei einer Geschwindigkeit von 25 Meter in der Sekunde noch eine ziemlich hohe Sicherheit des Materials bestände. Dagegen müsse man aber bedenken, daß bei einem Durchgehen der Maschine diese Geschwindigkeit in wenigen Augenblicken ins Ungemessene steigt und somit diese Sicherheit ebenso schnell auf Null heruntergebracht werde.

Ein guter Ersatz für Gußeisen sei Kiefernholz, und zwar ist bei gleichem Gewicht die Sicherheit des letzteren erheblich höher. Gegenwärtig liege schon eine zehnjährige Erfahrung mit derartigen Ausführungen von Schwungrad-Holzfelgen vor, und zwar bei Maschinen mit über hundert Umdrehungen in der Minute. Er (Manning) habe Gelegenheit gehabt, im Jahre 1891 ein Gußschwungrad von 9,15 Meter Durchmesser durch ein solches von Holz zu ersetzen. Dieses letztere laufe noch heute ohne den geringsten Zustand. Außerdem habe er noch mehr als zwanzig Schwungräder von über 6 Meter Durchmesser ausgeführt, und alle haben sich bewährt, trotz mehrmaligen Durchgehens der Maschinen. Die unterste Grenze für eine Holzfelge sei allerdings ein Durchmesser von 4,9 Meter, falls bei 100 Umdrehungen in der Minute eine Geschwindigkeit von 25 Meter in der Sekunde erreicht werde; Schwungräder von geringerem Durchmesser werden dann besser mit einer Felge aus Stahlblech versehen. Versuche mit derartigen Felgen von 12,5 Millimeter Stärke und 76 Centimeter Breite hätten sehr befriedigende Resultate ergeben. Zum Schlusse seines Vortrags hob Manning noch die Ausführungen deutscher Spezialfabriken hervor, welche schwere Schwungräder aus Gußeisen mit einer Umwicklung von Stahlblech versehen. Dieselben entsprächen bis jetzt allen Erwartungen, welche man in sie gesetzt hätte.

Humoristisches.

— **Leichtsinzig.** A. (zum Bankier B.): Dein zukünftiger Schwiegerjohn hat Dir 5000 M. zum Aufbewahren anvertraut? Und so einem unvorsichtigen Menschen willst Du Deine Tochter geben? —

— **Excelsior!** A.: „Sie scheinen gern auf der Menschheit Höhen zu wandeln.“

B.: „Wiejo?“

A.: „Aun, weil Sie mir eben auf die Hühneraugen getreten haben!“ —

— **Die Prädikate.** Junggeselle: „Ja ja, man wird alt!“

Sein Freund: „Sie brauchen doch noch nicht zu kagen, Sie sehen doch wie ein Dreißiger aus.“

Junggeselle: „Was meinen Sie wohl: wenn ich geheiratet hätte, könnte ich heut schon eine scheidungs-fähige Tochter und einen konkursfähigen Sohn haben!“ —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— **Bertha von Suttners** Roman: „Die Waffen nieder!“ erscheint soeben bei Pierson in Dresden in 31. Auflage. —

— **„Das Glück“** („La Veine“), eine Komödie von Alfred Capus, deutsch von Theodor Wolff, gelangt am 23. September im Deutschen Volkstheater in Wien zur Erstaufführung. —

— **Massenet**, der Komponist des „Cid“, arbeitet gegenwärtig an einem Iyrischen Drama, das den Titel „Le Jongleur de Notre-Dame“ führen und nur Männerrollen enthalten wird. —

— **„Klyffhäuser“**, eine Volksoper, zu der Wilhelm Hausstein den Text und Fritz Vaselet die Musik geschrieben hat, soll in diesem Winter am Erfurter Stadt-Theater aufgeführt werden. —

— **Einen Flügel** mit drei Pedalen im Werte von 5000 Frank hat die Klavierfirma Steinway als Preis für preisgekürzte Pianisten des Pariser Konservatoriums gestiftet. —

— **Der Maler Heinrich Ludwig Freiherr von Gleichen-Ruhwurm** ist in Weimar gestorben. —

— **Dem fünften internationalen Zoologen-Kongreß** in Berlin, der vom 12. bis 16. August tagen wird, sind die Räume des Reichstags für die Sitzungen zur Verfügung gestellt worden. —

— **Die Hörschen des Apollo-Modells.** Die Bildhauer-Schülerinnen der Pariser Kunstakademie setzten beim Ministerium ihr Verlangen durch, daß der Kostümwang für ihre männlichen Modelle aufhöre. Bisher trugen diese eine Art Schwimmbüchse. Die Bildhauerinnen beriefen sich darauf, daß sie nicht mehr bevormundet sein wollen als die Medizinerinnen, denen die Kranken und die Leichen am Anatomische auch ohne Hörschen gezeigt werden müssen. Diese Schlussfolgerung wirkte, und die Modelle für Apollo, Antonius usw. werden in Zukunft ohne Hörschen auftreten. —